

Inhalt

Über die Autorinnen und Autoren 4
Editorial 5



Erich Wulff
Zur Konstitution schizophrener Unverständlichkeit
Beitrag zu einer subjektkonstruktivistischen Theorie des »Wahnsinns« 6

Schule und Lernen

Bernd Hackl
Wissen – Bildung – Widerstand? – Warum der Schulunterricht an
seinen emanzipatorischen Ansprüchen scheitert 29

Gisela Ulmann
Der Unterricht als Lernproblem
Kommentar zu Bernd Hackls »Wissen – Bildung – Widerstand« 46

**Vergangenheitsbewältigung DDR
– Zeitgebundene Stellungnahmen II –**

Thomas Ahbe
Predigt auf den Marktplätzen oder
Das Karussell der psychologisierenden Gesellschaft 51

Anja Hermann und Stephanie Krings
»... mein Bemühen, keine akademische oder wissenschaftliche Sprache
zu benutzen« – Zu Aussagegehalt, psychologischer und politischer
Wirkung der Veröffentlichungen Hans-Joachim Maaz' 75

Werkstattpapiere

Susanne Reichert: Diagnostische Probleme in einer Behinderten-
einrichtung als Gegenstand subjektwissenschaftlicher Praxisforschung
»vor Ort« 79

Gisela Ulmann: Mathematik-Didaktik und psychologische Theorien 113

Zusammenfassung der Beiträge 147

Alle Rechte vorbehalten

© Argument-Verlag 1992

Verlag: Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13, 040/45 60 18

Redaktion: Reichenberger Straße 150, 1000 Berlin 36, 030/611 41 82

Umschlag: Johannes Nawrath unter Verwendung eines Signets von Hans Funk

PC-Texterfassung durch die Autoren/Autorinnen, Konvertierung: Comtext, Berlin

Druck: Alfa-Druck, Göttingen

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Forum Kritische Psychologie. – Berlin ; Hamburg : Argument-Verl.

Erscheint unregelmäßig. – Erhielt früher Einzelbd.-Aufnahmen. –

Früher mit d. Erscheinungsort Berlin. – Aufnahme nach 22 (1988)

ISSN 0720-0447

Erich Wulff

Zur Konstitution schizophrener Unverständlichkeit

Beitrag zu einer subjektkonstruktivistischen Theorie des »Wahnsinns«*

I.

Psychiater unterschiedlicher Schulmeinungen haben lange darüber gestritten, ob schizophrene Erfahrungen wie primäre Wahnideen, Denkzerfahrenheit oder gemachte Erlebnisse dem mitmenschlichen Verstehen zugänglich seien. Während die Psychoanalyse (Freud 1913/1973, Benedetti 1976, Fromm-Reichmann 1978), die Daseinsanalyse (Binswanger 1957, Kunz 1931, Blankenburg 1958; 1971), die anthropologische Psychiatrie (Zutt 1963, Kulenkamp 1955), die Kommunikationstheorie (Bateson et al. 1969), die systemische Familientherapie (Selvini-Palazzoli et al. 1975) und schließlich auch die Antipsychiatrie (Laing 1967, Cooper 1967) dies – allerdings unter Zugrundelegung sehr unterschiedlicher Verstehensbegriffe – bejahten, beharrte die deskriptive Psychopathologie seit Kurt Schneider (1955) auf der Uneinfühlbarkeit und Unverständlichkeit solcher Erfahrungen. Die Bedeutung dieser Kontroverse wird darin deutlich, daß die Psychopathologie seit Jaspers (1913/1959) eine ganze Reihe von Begriffspaaren gebildet hat, deren wichtigste Funktion gerade in der Abgrenzung von Verstehbarem und Unverstehbarem innerhalb des psychotischen Erlebens und Verhaltens lag. Dazu gehören die strukturanalytischen Unterscheidungen zwischen *Erlebnisinhalt* und *Erlebnisformen* (Jaspers 1959), zwischen *Sosein* und *Dasein* von Symptomen (K. Schneider 1955), aber auch von »*pathoplastischen*« versus »*pathogenetischen* Faktoren« (Birnbaum 1919, 1923), und schließlich auch die dynamisierende Abgrenzung zwischen weiterhin als »primär« und unverständlich definierten schizophrenen *Grundstörungen* und ihren dem Verständnis durchaus erschließbaren intrapsychischen *Verarbeitungsformen* (u.a. Bleuler 1911, Ey 1963, Huber 1986). Obwohl damit ein differenzierterer Zugang zu schizophrenen Erfahrungen gewonnen war und die Grenze zu Unverständlichkeit und Uneinfühlbarkeit sich um ein Stück weiter nach vorne verschob, wurde sie dort, wo diese Unterscheidungen sie schließlich hinverlagert hatten, eher noch undurchdringlicher. Was, auf diese Weise abgegrenzt, jenseits eines möglichen Verstehens aus Persönlichkeit und lebensgeschichtlichen Umständen angesiedelt blieb, wurde von der deutschsprachigen klinischen Psychiatrie, von

* Den Kollegen und Freunden gewidmet, denen ich über Jahre hinweg vielfältige Denkanstöße für diese Arbeit verdanke: Wolfgang Blankenburg, Peter Eisenberg, Dorothee von Ekesparre, Hinderk M. Emrich, Carl F. Graumann, Dieter Groh, Frigga Haug, Wolfgang F. Haug, Tilo Held, Klaus Holzkamp, Wolfgang Jantzen, Klaus-Peter Kisker, Fritz Linneemann, Wielant Machleidt, Rudolf Wolfgang Müller, Oskar Negt, Ute Osterkamp, Tristan Rohlfs, Martin Schrenk, Gundolf Twelsiek.

Kurt Schneider (1955) bis heute, dem naturwissenschaftlich definierten Erklärungsbereich der Biologie zugewiesen.

Auf den offenkundigen Idealismus, der ungewollt hinter solchen Abgrenzungen zum Vorschein kommt – im impliziten Rückschluß nämlich, daß dem Verständnis und der Einfühlung zugängliche Erlebnisse und Erfahrungen einer biologischen Fundierung dann gar nicht bedürftig wären – will ich hier nicht eingehen und auch nicht auf den performativen Selbstwiderspruch (K.O. Apel), der entsteht, wenn man Subjektivität restlos in einer Funktion von wissenschaftlich definierbaren Naturprozessen aufgehen läßt. Kürzlich hat H.M. Emrich (1992) diesen Widerspruch auf den Punkt gebracht und – in Anlehnung an Fichte – erstmals auch einen philosophisch einleuchtenden Lösungsversuch dafür angegeben. Beiseite lassen werde ich aber auch die schwer lösbaren Definitionsprobleme, was denn unter Begriffen wie »pathogenetischen Faktoren« – im Gegensatz zu »pathoplastischen« – oder »Formen« von psychopathologischen Symptomen – im Gegensatz zu ihren »Inhalten« – zu verstehen sei, und auch die Zirkelschlüsse, die sich bei solchen Bestimmungsversuchen nicht selten ergeben. Und schließlich möchte ich auch keine eigenen Anstrengungen unternehmen, die Grenze des Verstehens und der Einfühlung schizophrener Phänomene noch ein Stück weiter zurückzudrängen oder gar neue Kriterien für die Bestimmung dieser Grenze anzugeben. Vielmehr will ich die Fragerichtung einfach umkehren und den – auf den ersten Blick selber paradox anmutenden – Versuch machen, das Phänomen der Unverständlichkeit und Uneinfühlbarkeit als solches zu »verstehen«, d.h. eben nicht bloß als Resultat noch unbekannter biologisch-kausaler Prozesse, aber auch nicht als etwas, hinter dem noch etwas anderes, eines Tages vielleicht doch als verstehbar Aufklärbares zum Vorschein kommen könnte, sondern statt dessen danach fragen, was denn die positive *Botschaft von Unverständlichkeit selber* ist, was sie selber bedeutet, und d.h. auch, ob es nicht einen generalisierbaren Sinn machen kann und gegebenenfalls welchen, wenn jemand eigenes ebenso wie fremdes Handeln und Erleben als prinzipiell unverständlich und uneinfühlbar konstituiert: etwa dadurch, daß er in manchen – oder in allen – seiner Akte Unverständlichkeit und Uneinfühlbarkeit produziert. Das zu Verstehende wäre dann die Botschaft der Unverständlichkeit selber, und nicht, was sich eventuell hinter ihrer Maske an doch noch Verstehbarem verbergen könnte. Die Lösung des Rätsels der Unverständlichkeit und Uneinfühlbarkeit wäre also nicht eine dahinter versteckte und aufzudeckende Klarheit und Deutlichkeit einer Bedeutung oder einer Beziehung, sondern vielmehr die Aufklärung des Sinngehaltes und der »Mechanik« des Vorganges ihrer Unverständlichmachung selber, als solcher, unabhängig davon, was sich an möglicherweise Verständlichem noch dahinter verbergen mag. Um Unverständlichkeit zu verstehen, käme es also gar nicht darauf an, irgendetwas hinter ihr Steckendes aufzudecken oder zu entschlüsseln. Der schizophrene »Code« wäre vielmehr selber als Unkenntlichmachung, als Annullierung jeglichen

POS:

Verstehenkönnens, jeglicher Einfühlbarkeit zu begreifen und damit auch als die Außerkräftsetzung jeglicher Möglichkeit von potentiell gültiger Codierung: als Verwirrung, nicht als Verschlüsselung, wenn man es so ausdrücken will.

Man könnte auch sagen, daß die Aufgabe, die sich jetzt stellt, nicht die Aufklärung von verschiedenen Paradoxien und Widersprüchlichkeiten bei Schizophrenen ist und auch nicht die Dingfestmachung von Gründen oder Motiven für eine Paradoxialisierung, sondern vielmehr die Aufklärung des Prozesses der Paradoxialisierung und des ihm immanenten Sinnes selber. *≡ man versteht*

»Paradox« hezeichnet bei Xenophon einen »befremdlichen« und deshalb erläuterungsbedürftigen Sachverhalt, bei Demosthenes überraschende, ja schockierende Behauptungen, bei Menander etwas Unerwartetes, Erstaunliches und Wundersames. Gegenbegriffe sind »endox« – was allgemein anerkannt und mit der Meinung der meisten übereinstimmend bedeutet, aber auch – schon bei Aristoteles – »orthodox« (Ritter und Gründer 1989).

In der traditionellen Logik besagt paradox einen »Satz, der kontradiktorisch ist oder in Widerspruch zu anerkannten Tatsachen steht bzw. zu stehen scheint« (Ritter und Gründer 1989). Der Begriff der Paradoxie hat eine Verwandtschaft zu demjenigen der Antinomie, aber auch demjenigen des Absurden. Wittgenstein (1973) erklärt das Zustandekommen von Paradoxien (u.a.) daraus, daß der Unterschied zwischen sinnbestimmenden (topologisch-grammatischen) Sätzen (die jenseits aller Begründungen als gewiß anerkannt werden müssen) und *sinnverwendenden* Sätzen (die innerhalb des von den ersteren abgezielten Feldes empirisch auf wahr/falsch überprüft werden können) nicht respektiert wird (s. dazu auch Fischer 1987). – Luhmann (1984) benennt Paradoxien funktional als »Verlust der Bestimmbarkeit, also der Anschlußfähigkeit für weitere Operationen«.

In unserem Zusammenhang meint »Prozeß der Paradoxialisierung« genau *die Wegnahme der Bestimmbarkeit der Anschlußfähigkeit für weitere Operationen und damit die Herstellung von so etwas wie Singularität – durchaus in Analogie zu dem, was die Astrophysiker unter diesem Begriff verstehen (Hawking 1988).* Wie die traditionelle Logik sich um die Auflösung von Widersprüchen bemüht, wäre eine paradoxalisierende, singularisierende Antilogik denkbar, die eine gleiche, ja ihr spiegelbildliche Anstrengung an deren Herstellung wendet: genauer, an die Herstellung der Bedingungen für das widersprüchlich-Unbestimmbar-Anschlußunfähig- und damit Singular-Werden. Ansätze dazu finden sich z.B. bei Deleuze und Guattari (1972, 1980). Eine solche Anstrengung verlangt vom »Gesunden« allerdings eine erhebliche Kraft: denn er muß fortlaufend die »natürliche Einstellung« auf immer wieder zustande kommenden »Bestimmungen« und »Anschlußstellen« annullieren. Die gleiche Kraft kostet es aber auch einen Schizophrenen, die Dimension von »Bestimmbarkeit« und »Anschlußfähigkeit« als Grundlage von konkreten Bestimmungen und Anschlüssen überhaupt erst herzustellen (Blankenburg 1958, 1971);

Wulff 1960). Die Psychoanalyse ihrerseits hat die Herstellung von Anschlußunfähigkeit und Singularität als Regression auf die Ebene eines »primären Narzißmus« (Freud 1913/1981) definiert und damit der strukturellen Betrachtungsebene eine entwicklungsgeschichtliche hinzugefügt. Die Kommunikationstheorie schließlich (Bateson et al. 1969) versucht, widersprüchliche Erwartungen vor allem der Eltern für die Entstehung einer »Beziehungsfalle« verantwortlich zu machen, in welcher dem darin Gefangenen, wenn dieser als handlungsfähiges Subjekt psychisch überleben will, in seinen Beziehungen zu anderen nur noch paradoxe Verhaltens und Erlebnisweisen möglich sind.

Von diesem Problemaufriß her lassen sich nun auch die nächsten Fragen formulieren:

1. Wie weit läßt sich das Schizophrene, so wie es uns entgegentritt (als Eindruck, als verbal oder averbal kommunizierte Botschaft), als singularisierendes Resultat eines Prozesses von Paradoxialisierung verstehen?
2. Welche Bedingungen müssen für einen solchen Prozeß der Paradoxialisierung erfüllt sein, an welchen Strukturen der Vermittlung von Botschaften setzt er an?
3. Welche Struktur hat ein solcher Akt der Paradoxialisierung? Steht ihm ein ihm symmetrischer Akt, der Verständlichkeit und Einfühlbarkeit überhaupt erst ermöglicht und der von der Paradoxialisierung ausgeschaltet wird, gegenüber, ein Akt, den man in Weiterentwicklung des Husserlschen (1939/1948) Ansatzes als »Endoxalisierungsakt« bezeichnen könnte?
4. Welchen subjektiven Sinn kann ein solcher Prozeß der Paradoxialisierung, welcher umgekehrt der endoxalisierende Prozeß einer Inkraftsetzung von Verständlichkeit und Einfühlbarkeit haben?

II.

Im nächsten Anlauf möchte ich zu klären suchen, wie, auf welche Weise Unverständlichkeit, Uneinfühlbarkeit, Inadäquanz, Unbezogenheit erzeugt werden können, ihr *Fabrikationsgeheimnis* gewissermaßen. Einleitend läßt sich sagen, daß dazu nötig ist, die Regeln außer Kraft zu setzen, die Verständlichkeit, Einfühlbarkeit, Adäquatheit und Bezogenheit *gemeinhin* garantieren. Aberkannt, ausgesetzt werden müssen die Verknüpfungen, durch die Verständlichkeit, Einfühlbarkeit, Adäquanz und Bezogenheit zustande kommen. Solcher Verknüpfungen gibt es sehr viele; ich kann hier nur die Außerkräftsetzung von einigen wenigen zu demonstrieren versuchen. Grob läßt sich sagen, daß zu ihnen die fundamentalen Sätze der formalen Logik gehören, wie der Satz der Identität, der Satz vom Widerspruch, der Satz vom zureichenden Grunde usw. Hierzu gehören aber auch die Gesetzmäßigkeiten, denen in raum-zeitlichen Verhältnissen erscheinende Gegenstände unterworfen sind, z. B. Gleichzeitigkeit und Nacheinander (Husserl 1928/1980), Ausgedehnthet und Punktualität, aber auch, aus der Perspektive des späten Wittgenstein (1969), die sprachlogischen Grund-

unterscheidungen zwischen Sätzen *des* Sprachspiels (seiner gesetzten Regeln) und Sätzen (Zügen) *in* diesem Spiel. Schließlich sind zu solchen Verständlichkeit fundierenden Beziehungen aber noch hinzuzurechnen diejenigen von Durchlässigkeit und Abschottung, von Vorläufigkeit und Endgültigkeit, diejenigen von Subjekt und Prädikat, von Signifikat und Signifikant, die Dialektiken von Subjekt und Objekt, Aktiv und Passiv, Innen und Außen, Dasein und Welt, Ich und dem anderen, und nicht zuletzt auch noch diejenige von Sinn und Bedeutung – wobei manche von diesen Begriffspaaren sich natürlich auch überschneiden. Gemeint ist mit der Außerkraftsetzung dieser Zusammenhänge nicht bloß, daß gegen die sie regierenden Verwendungsregeln und Gesetze verstoßen wird oder aber, weil die entsprechenden kognitiven oder sensorischen Voraussetzungen nicht gegeben sind, diese Regeln und Gesetze nicht fehlerlos befolgt werden können. Um den Eindruck des Schizophrenen – oder, um mit den Daseinsanalytikern zu sprechen, eine »schizophrene Seinsweise« – entstehen zu lassen, müssen sie vielmehr als solche, als gültige und verbindliche Zusammenhänge überhaupt, als Dimensionen und Kategorien außer Kraft gesetzt werden. Geschieht eine solche Außerkraftsetzung, dann kann man sich zwar immer noch in ihnen bewegen und ihre Regeln befolgen – aber es ist dafür kein zwingender Grund mehr da. Folgt man der linguistischen Wendung der Philosophie, so könnte man mit Wittgenstein (1969, PU 654) sagen, daß die alle Begründungen beendende Entscheidung: »dieses Sprachspiel wird gespielt« – vom Schizophrenen eben *nicht* getroffen wird. Vielmehr wird bei jedem vorgeschlagenen Sprachspiel die Entscheidung getroffen, es nicht – jedenfalls nicht notwendig regelverbindlich – zu spielen.

III.

Ich möchte eine solche Außerkraftsetzung von Verständlichkeit fundierender Beziehungen zunächst am Beispiel des Sprachverständnisses und der Sprachproduktion vorführen. Außer Kraft gesetzt würde hier die fundamentalste Beziehung der Sprachgenese, diejenige von *Signifikat* und *Signifikant* (de Saussure 1915/ 1986). Dies Begriffspaar entstammt der strukturalen Linguistik: mit Signifikat ist die Botschaft gemeint, die sprachlich befördert, vehikuliert werden soll, mit Signifikant das Vehikel, das solche Botschaften aufnimmt. Auf einer ersten konkreteren Ebene wären als Signifikanten die elementaren, potentiell bedeutungsunterscheidenden Lautbildungen, die *Phoneme*, zu verstehen, auf der Ebene der graphischen Darstellungen die *Schriftzeichen* als potentiell bedeutungstragende räumliche Konfigurationen. Den Signifikanten lassen sich schließlich auch noch die bedeutungsartikulierenden *grammatikalischen* und *syntaktischen* Regeln zurechnen. Signifikat – die zu befördernde Botschaft – wären im Falle der gesprochenen ebenso wie der idographischen Schriftsprache die *Wortbedeutungen* – also der Begriff, die Vorstellung von Tisch, Stuhl, Freund etc. – im Fall von alphabetischen Schriften allerdings schon das,

was soeben noch Signifikant war – nämlich die *Laute*. Aber auch umgekehrt: dasjenige, was zunächst in bezug auf die Laute noch Signifikat war, nämlich die ihnen zugeordneten Wortbedeutungen, kann seinerseits zu einem Signifikanten, einem Bedeutungsträger werden: dann nämlich, wenn vermittelt vorgegebener lexikalischer Wortbedeutungen und grammatikalischer Strukturen eine ganz bestimmte, individuell und situativ bestimmte Botschaft, d.h. eine *aktuelle*, erstmalig auftauchende – und insofern bislang einmalige Bedeutung – also, vehikuliert werden soll. Die Beziehung zwischen beiden, Signifikat und Signifikant, ist demnach nicht lediglich als arbiträre Verknüpfung von Bedeutungen mit »bedeutungsfreiem« Material zu fassen. Sie läßt sich überhaupt nicht als statische Beziehung definieren, sie hat vielmehr einen dynamischen und – hier zögerlich ein bißchen – wohl auch einen dialektischen Charakter (so z.B. auch bei Lacan 1967). Das gleiche gilt m.E. auch für alle anderen Grundbeziehungen, die Verständlichkeit ermöglichen und von denen noch die Rede sein wird.

Eine solche – dynamische – Beziehung von Signifikat und Signifikant, von Botschaft und ^{Verknüpfung} Vehikel, moderner ausgedrückt, von Botschaft und Medium, kann nun auf jeder ihrer Verknüpfungsebenen außer Kraft gesetzt werden: auf der Ebene, wo eine aktuelle, situativ einzigartige Botschaft in gängige Worte und Satzstrukturen gekleidet werden soll; dort, wo Wortbedeutungen in grammatikalischen Fügungen als Sätze artikuliert werden; dort, wo Silben sich zu Worten verbinden, und schließlich auch dort, wo »Sagen-Wollen« nur noch mit Produktion von unartikulierten Lauten verbunden ist, z.B. im Schreien und Ächzen oder Schreiben-Wollen nur noch mit Kratzeln: d.h. dort, wo die *Dimension* von Wort- oder Buchstabenbedeutungen überhaupt mit den *Dimensionen* von Klang oder räumlicher Konfiguration verknüpft ist.

Solche Verknüpfungen werden in verschiedenartigen sog. cerebralen Werkzeugstörungen, wie Aphasien, Agnosien und Apraxien *materiell unmöglich* gemacht. Hier können der sensomotorische und der kognitiv-begriffliche bzw. sprachliche Erfahrungsanteil nicht – oder nur unvollkommen – miteinander verbunden werden, wobei die Ursache dieser Störungen in einer Beeinträchtigung der cerebralen Strukturen liegt, die diese Verknüpfungen tragen und dementsprechend zur ungestörten Aufrechterhaltung von Leistungen wie Erkennen, Sprechen und Handeln unabdingbar sind. Schizophrene sind hingegen zu dieser Art von Verknüpfungen in manchen Situationen durchaus noch in der Lage – nur in anderen eben nicht. Das sie ermöglichende materielle Substrat kann bei ihnen deshalb auch nicht bleibend beeinträchtigt sein. Solche Verknüpfungen verlieren aber ihre Verbindlichkeit für sie, den Bezug zu ihrem Sinn. Um diesen Unterschied herauszustellen, spreche ich davon, daß sie »außer Kraft gesetzt« werden.

Meine These lautet nun, der Eindruck des Schizophrenen entsteht nicht dadurch, daß alle – oder einige – solcher Beziehungen einfach verfehlt werden, sondern vielmehr dadurch, daß ihr Verknüpfungsmodus: daß es sich hier und

Text:

jetzt überhaupt um vermittelbare Botschaften handelt, daß Botschaften also vermittelbar sind, aber auch vermittelt werden müssen, – entweder für alle, oder in Hinblick auf nur einzelne Botschaften – aufgehoben wird, und zwar, was die Gültigkeit und Verbindlichkeit dieses Verknüpfungsmodus angeht. Dadurch gewinnen Sprache und Schrift einerseits den Charakter von Beliebigkeit und Unverbindlichkeit, andererseits aber auch von ^{gleichwertiger} Angestrengtheit: dort, wo die Aufhebung der Gültigkeit und Verbindlichkeit dieser Beziehung erlitten wird und gleichwohl Versuche gemacht werden, sie zu restituieren. Dies kann auch dort der Fall sein, wo eine solche Aufhebung der Gültigkeit und Verbindlichkeit dieses Verknüpfungsmodus zauberlehrlingshaft selber hervorgebracht wurde.

Man könnte also versuchen, den »Ausdruck« des Schizophrenen als Signal, als Kundgabe dessen zu beschreiben, daß in ihm die Gültigkeit und Verbindlichkeit der Beziehungen zwischen Botschaft und Vehikel, aber auch zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Handlung und Resultat, zwischen Identität und Differenz, zwischen Aktiv und Passiv, zwischen Innen und Außen, zwischen Dasein und Welt, zwischen Unbewußtem und Bewußtsein, zwischen Sinn und Bedeutung nicht anerkannt wird oder aber nicht anerkannt werden kann. Nicht anerkannt wird – oder kann nicht werden –, daß eine verbindliche Beziehung zwischen ihnen überhaupt möglich ist.

IV.

Ich werde jetzt versuchen, die jeweiligen Pole wenigstens einiger dieser verschiedenen Beziehungen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und diesen dann etwas näher zu beschreiben. Man könnte bei den meisten dieser Begriffspaare auf der einen Seite von subjektzentrierten, auf der anderen Seite von objektzentrierten Begriffen sprechen. Am besten läßt sich das an der Beziehung von Sinn und Bedeutung exemplifizieren.

Meine Verwendung dieses Begriffspaares lehnt sich am ehesten noch an die Bestimmungen an, die Leontjew (1973, 222 ff) ihnen gab. »Bedeutungen« sind ihm zufolge historisch entstandene, verallgemeinerte Gegenstands- oder Beziehungsbegriffe, die einer Kultur- oder Sprachgemeinschaft gemeinsam sind. Unter »Sinn« ist das individuelle Interesse an, die individuelle »Perspektive« auf diese Bedeutungen zu verstehen. So spricht Leontjew auch von einem »persönlichen« Sinn, der den »biologischen« überformt. Freges (1892/1969) Unterscheidung, die Bedeutungen als ideale, reine, mathematisierbare Objektivitäten faßt, Sinn demgegenüber als beschränkte, oft subjektive Perspektiven, Gegebenheitsweisen von solchen mathematisierbaren Objektivitäten, ließe sich durchaus in eine solche Sichtweise einordnen – wenn man die von ihm vernachlässigte historische Dimension der Bedeutungen hinzudenkt. – Wittgenstein zufolge haben *sinnbestimmende* Sätze wie diejenigen der formalen Logik (die selber insofern »sinnlos« sind, als ihr Sinn sich nicht auf die Gültigkeit anderer

Sätze gründen kann) im Hinblick auf die Möglichkeit von *sinnverwendenden* Sätzen (deren Wahr- oder Falsch-, Sinnvoll- oder Sinnlos-Sein anhand der ersten durch verallgemeinerbare Erfahrung überprüft werden kann) einen transzendentalen Charakter (TLP, 6.13). Auch in dieser Unterscheidung lassen sich noch Spuren der Fregeschen Begrifflichkeit wiederfinden. Luhmann (1971) hingegen sieht in Sinn ein funktionales Prinzip, das die unabdingbare Komplexitätsreduktion für die subjektive Erfahrung vornimmt, aber gleichzeitig auch das Reduzierte im Horizont seiner Komplexität beläßt. – Innerhalb der Psychiatrie unterscheidet Carl Schneider (1930) »reine« von »empirischen« Bedeutungen, die »reinen« würden Freges Bedeutungen, die »empirischen« dessen Sinnbegriff entsprechen, wobei allerdings auch C. Schneider die Geschichtlichkeit dessen, was er als »reine« Bedeutungen bezeichnet, verkennt. Seine »empirischen« Bedeutungen kommen ihrerseits demjenigen nahe, was ich – mit Leontjew – als »Sinn« bezeichne.

Ich präzisiere Sinn nun weiter als dasjenige, was mich in einem gegebenen Augenblick und an einem gegebenen Ort dazu bringt, mich gattungs- und gesellschaftsgeschichtlich entstandenen verallgemeinerten Bedeutungen in einer bestimmten Art und Weise zuzuwenden. Sinn ist für mich also in Weiterentwicklung der Leontjewschen Sichtweise dasjenige, worum es demjenigen, der reden, sich ausdrücken, handeln will, letztlich geht – noch bevor es in Worte oder Gesten gekleidet oder gar in bestimmte Tätigkeiten umgesetzt worden ist. Husserl (1939/1948) nannte so etwas »Intentionalität«, Heidegger (1927) das »Worumwillen« des Daseins. Lacan (1967) spricht von »Wunsch« auf der einen Seite, dem das »Gesetz« bzw. der »Name des Vaters« auf der anderen gegenübersteht. Eine strukturelle Verwandtschaft besteht auch zu Freuds (1913/1973, GW VIII, 311) Begriffspaar von der Libido einerseits und ihren Objekten andererseits. Dabei bin ich mir bewußt, daß die Begrifflichkeit der genannten Autoren aus anderen Zielsetzungen und z.T. auch in anderen Kontexten herausgearbeitet wurden. Gleichwohl ist ihnen allen dabei das gleiche Phänomen, das sich mit »Sinn« benennen läßt, entgegengetreten, sobald sie sich Gedanken darüber machten, wie Innen und Außen, Dasein und Welt, Trieb und Erkenntnis, Subjekt und Objekt miteinander verknüpfbar sind. In jedem Falle geht es dabei um die Beziehung des Subjektes zu den von ihm wahrgenommenen – und erkannten – Bedeutungen. Hüten muß man sich allerdings vor der Vorstellung, daß mit »Sinn« hier bereits ein ausdrücklich formulierter bewußter Lebensentwurf zu verstehen wäre, der damit auch schon etwas von einer reflektierten und damit ansatzweise auch schon objektivierten Bedeutung an sich hätte. Will ich Sinn ohne eine solche Bedeutungsstrukturierung und -objektivierung erfassen, so muß ich ihn einschränkend und präzise als dasjenige verstehen, worum es jemandem hier und jetzt, in einer bestimmten Situation geht, ja als dasjenige, daß es für ihn überhaupt etwas gibt, worum es ihm in einer bestimmten Situation, in einem Hier und Jetzt letztlich gehen kann. Ich nenne diese Art Sinn einen

mit
zu-
situationen
manng:

subjektiv-situativen Sinn, dasjenige, was mich, so wie ich jetzt und hier gerade bin, dazu bringt, etwas zu sagen, aus sich herauszugehen, etwas zu tun. Ein solcher subjektiv-situativer Sinn ist begrifflich noch unartikuliert und dementsprechend auch noch nicht an irgendwelche Wortstellungen gebunden (Freud 1923, Vygotskij 1934/1986). So ließe sich durchaus auch sagen, daß er »dem Unbewußten« – oder mit Sartre (1943) und Merleau-Ponty (1945) dem mit »Schweigen übergangenen« Bereich des »Körpers« – im Sinne des »corps phénoménal« – entspringt.

Auch in der traditionellen Psychopathologie taucht das Phänomen der Beziehung von Subjekten zu wahrgenommenen Bedeutungen – allerdings begrifflich noch unbewältigt – auf, so in der Analyse des Bekanntheits- vs. Unbekanntheitscharakters bei Personenverkennungen in einer Arbeit von Pauleikhoff (1954).

Um verständlich, mitteilbar und auf eine geregelte Weise wirksam zu werden, steht einem solchen subjektiv-situativen Sinn ein Spektrum verallgemeinerter, d. h. für alle oder doch einer bestimmten Menschengruppe gemeinsamer Bedeutungen gegenüber: die sprachlogischen Verknüpfungsregeln, die Wort- und Satzbedeutungen, im Ausdrucksbereich bestimmte mimische und gestische Schablonen, die ebenfalls bedeutungsträchtig sind, indem sie zum Beispiel Freude, Trauer, Schmerz, Wut usw. in verständlicher Weise anzeigen können. All diese Bedeutungen sind weder beliebig veränderbar noch ganz starr vorgegeben. Sie haben sich – aufbauend auf evolutionsgeschichtlich zustande gekommenen, artspezifisch-erbgenetischen Verankerungen – aus den Resultaten gesellschaftlich vermittelter Tätigkeiten, aus gemeinsamer Arbeit zum Zweck einer gesamtgesellschaftlich getragenen Lebensbewältigung ergeben. (Holzkamp 1983) und werden durch jeden Beitrag zu dieser sowohl bestätigt als auch ständig verändert. Beim Menschen, wo sie über Generationen hinweg, durch mündliche und schriftliche Überlieferung, aber auch durch produzierte Gegenstände, z. B. Werkzeuge, aufbewahrt werden können, haben diese Bedeutungen auch eine weit zurückreichende Geschichte: sie sind irgendwann einmal entstanden, haben sich immer weiter modifiziert, bis sie schließlich, von den gegenwärtig Lebenden kognitiv angeeignet, ihren aktuellen Stand bei einem Individuum erreicht haben. Diese Geschichte läßt sich in Perioden gattungsgeschichtlich-evolutiver und solche gesellschaftsgeschichtlicher Dominanz untergliedern (Holzkamp 1983). Jeder von uns verfügt über ein Register solcher ererbter bzw. kognitiv angeeigneter, erlernter Bedeutungen. Das gilt sowohl für Gegenstands- als auch für Beziehungsbedeutungen. Solche Bedeutungen sind aber auch nichts Abstraktes oder rein Begriffliches. Vielmehr handelt es sich bei ihnen immer um potentielle Tätigkeitsbedeutungen (Leontjew 1973) bzw. um verallgemeinerte Handlungsmöglichkeiten (Holzkamp 1983) – wobei mit Tätigkeit bzw. Handlung hier die ganze Dimension von Tun und Lassen gemeint ist: So verstandene Bedeutungen laden die Individuen dazu ein, sich mit ihnen zu befassen, mit ihrer Hilfe etwas Bestimmtes zu tun – oder sie zeigen an, daß

man dies im Moment eben gerade nicht braucht. So lädt ein Bleistift dazu ein, zu schreiben, ein Stuhl dazu, sich auf ihn zu setzen, eine chemische Formel dazu, einen Stoff zu identifizieren, ihn als mit anderen verwandt oder von anderen verschieden zu erkennen, oder aber auch, ihn zu produzieren oder zu verändern und umgekehrt, ein Sonnenuntergang, daß des Tages Arbeit nun getan ist. So lädt eine grammatikalische Regel dazu ein, Worte in einer ganz bestimmten Art und Weise zusammenzufügen, umgekehrt ein perfekter Text dazu, sich seiner Schönheit und Genauigkeit zu überlassen. Allen diesen Bedeutungen eignet, daß sie verallgemeinert – für alle, oder aber wenigstens für eine bestimmte Gruppe von Menschen – verständlich und nachvollziehbar sind. Eine solche Verallgemeinbarkeit ist von Bedeutungen für Menschen gar nicht wegzudenken, ohne sie würden Bedeutungen als Verständigungsmittel für aufeinander angewiesene Tätigkeiten unbrauchbar. Sie dienen dazu, eine gemeinschaftliche, gesamtgesellschaftlich vermittelte Lebensbewältigung einer Gruppe von Menschen zu ermöglichen, deren Mittel historisch, über Generationen hinweg, aufbewahrt werden können. Bedeutungen sind somit allgemein (und das heißt auch allgemein verständlich), sie sind geschichtlich, sie sind in ihrem Wesen Wunsch-, Tätigkeits- oder Befriedigungsbedeutungen (Wulff 1989) und schließlich sind sie – was ich in diesem Zusammenhang nicht näher ausführen kann – nicht aktuell, sondern virtuell: sie erscheinen in der Gegebenheitsweise von angebotenen Möglichkeiten: man kann ihren Aufforderungen und Handlungsanweisungen nachkommen – oder auch nicht (Holzkamp 1983).

Solche historisch (durch die Tätigkeit oft von Generationen) entstandenen, allgemein verständlichen und kulturell aufbewahrbaren Bedeutungen haben »normalerweise« die Eigenschaft, daß sie mit subjektiv-situativem Sinn belegt werden können, sie sind für einen solchen subjektiv-situativen Sinn empfänglich, auf ihn hin ausgelegt. Sie sind »normalerweise« von vornherein auf mögliche Sinnerfüllung bezogen. Bedeutungen sind also »normalerweise« immer Bedeutungen für einen möglichen Sinn. Und subjektiv-situativer Sinn hat seinerseits »normalerweise« die Eigenschaft, daß er nicht stumm, wortlos, unvermittelt bleiben muß, sondern sich in allgemein verständlichen Bedeutungen auch zu Wort melden, d. h. sich verständlich machen kann. Er ist »normalerweise« auf verallgemeinerte Bedeutungen bezogen und in ihnen – zumindest aber bezogen auf sie – überhaupt erst formulierbar, vermittelbar. Sinn ist also »normalerweise« immer Sinn von Bedeutungen. Diese gegenseitige Empfänglichkeit und Aufeinanderbezogenheit von Sinn und Bedeutung (Wulff 1960) bringt es auch mit sich, daß die beiden Worte oft synonym verwandt werden und es schwierig ist, ihren Unterschied herauszustellen. Sie tendieren auf Identifikation, es bedarf einer gewissen Anstrengung, sie gedanklich und begrifflich auseinanderzuhalten (Leontjew 1973, 222). Man kann das auch so ausdrücken, daß allgemeine Bedeutungen die Tendenz haben, sich selbst in Richtung auf subjektiv-situativen Sinn zu übersteigen, und genauso natürlich hat auch Sinn

Q D umgekehrt die Neigung, sich selbst auf Bedeutungen hin zu transzendieren. Der schizophrene Wahnsinn hebt nun diese wechselseitige Transzendenz von Sinn und Bedeutung auf. Dies besagt wiederum, daß eine solche wechselseitige Transzendenz nicht unter allen Bedingungen vorausgesetzt werden kann. Und das wiederum läßt es erwarten, daß es eine besondere, gemeinhin unter der Selbstverständlichkeit der genannten Transzendenzbeziehungen verborgenen Leistung geben muß, durch die diese Transzendenzbeziehungen zustande gebracht werden. Eine solche Leistung bringt allerdings nur ein einziges Resultat hervor: nämlich die »selbstverständliche« Gültigkeit und Verbindlichkeit der genannten Transzendenzbeziehungen. Sie läßt sich somit nur als Anerkennungsleistung einer solchen gegenseitigen Empfänglichkeit (Wulff 1989), einer solchen Aufeinanderbezogenheit, einer solchen wechselseitigen Transzendenz von Sinn und Bedeutung (und von allen aus ihr abgeleiteten oder ihr strukturanaloges Subjekt-Objekt- bzw. Dasein-Welt- etc. -Beziehungen) bestimmen. Durch diese Anerkennungsleistung gewinnen solche Beziehungen erst die Möglichkeit von allgemeiner subjektiver Verbindlichkeit. Erst durch die Anerkennung der gegenseitigen Empfänglichkeit und Aufeinanderbezogenheit von Sinn und Bedeutung wird eine für alle Subjekte verbindliche mögliche Welt als potentiell sinnträchtig-verstehbare konstituiert, oder nochmal anders: nur so entsteht in der individuellen Erfahrung »Intersubjektivität«, die sinnbezogene Teilhabe von Subjekten an einer in verallgemeinerbare Bedeutungen gegliederten Welt. In einem anderen Zusammenhang, der Analyse des schizophrenen Allwissenheitswahnes, habe ich begründet, daß diese Teilhabe immer nur eine »teilhafte« (im Sinne der Partikularität) sein kann: ich »habe« diese Welt – sofern sie intersubjektiv bleiben soll – niemals als Ganze (Wulff 1992).

V.

Meine These ist nun, daß in der Schizophrenie die Möglichkeit der Verbindlichkeit der Beziehung von subjektiv-situativem Sinn – dessen, worum es dem Subjekt in der jeweiligen Situation zu einem jeweiligen Moment letztlich geht – und verallgemeinerbaren, historisch gewordenen Bedeutungen abhandeln kommt. Sinn und Bedeutung sind nicht mehr füreinander empfänglich, ja sie werden in einem dissoziativen Akt füreinander unzugänglich und unempänglich gemacht. Sie werden – als aufeinanderbezogene Dimensionen von Dingen und Zusammenhängen – auseinander vertrieben. Geschieht dies, so kann Sinn nur unverständlich, Bedeutung nur sinnentleert sein. Und wenn wir uns nun den sinnrealisierenden und bedeutungsgeliteten Akten von Individuen zuwenden, so bedeutet dies, daß in der schizophrenen Verrücktheit Sinnrealisierung nur mit der Unkenntlichmachung der Bedeutungen, an die Sinn sich heften will, einhergehen und Bedeutungsvergegenwärtigung umgekehrt zwangsläufig nur Sinnannullierung hervorrufen kann. Wenn Adorno (1966) diesen Begriff nicht schon mit einem ganz anderen Gehalt okkupiert hätte, würde ich sagen, daß die

Verrücktheit eine negative, destruirende Dialektik zwischen Sinn und Bedeutung in Gang setzt, eben in Richtung auf ihre immer vollständigere gegenseitige Durchkreuzung und Annullierung. Diese destruirende Dialektik ist m.E. nach das Wesen dessen, was Jaspers (1913/1959) als »psychischen Prozeß«, bei Schizophrenen als »Veränderung des Seelenlebens ohne Zerstörung«, beschrieben hat – wobei er mit »Zerstörung« in diesem Zusammenhang – einschränkend – eine irreversible Zerstörung im Sinne einer Läsion zentralnervöser Strukturen meint.

VI.

↓ Diese These lasse ich einstweilen so stehen und frage jetzt genauer nach dem Aufbau der Akte, die die Dimensionen von Sinn und Bedeutung füreinander empfänglich machen bzw. sie umgekehrt gegeneinander richten, so daß sie sich voneinander abstoßen und letztlich gegenseitig annullieren. Benennen lassen sich diese Akte als An- bzw. Aberkennungsakte (Hegel 1807) einer solchen Teilhaftigkeitsbeziehung von Subjekten (genauer: von subjektiv-situativem Sinn) an einer in verallgemeinerbare Bedeutungen gegliederten Welt, verkürzt ausgedrückt, als An- oder Aberkennungsakte von Intersubjektivität. Die An- und Aberkennung bezieht sich dabei auf alle fundierenden Strukturen einer solchen Beziehung von Subjekt und Welt, auf die Beziehung von Sinn und Bedeutung und Signifikat und Signifikant, die wir schon abgehandelt hatten, sowie auf diejenige von Subjekt und Objekt, diejenige von Aktiv und Passiv, diejenige von Innen und Außen, von Gleichzeitigkeit und Nacheinander, von Spielregeln und Spielzügen usw.

Der Akt von Anerkennung versus Aberkennung selber hat nun aber mehrere besondere Eigenarten.

① Weder ist er eine Handlung, die bestimmte materiell greifbare Resultate bewirkt; noch ein Erkenntnisakt, der etwas bisher verborgenes bis zu einem gewissen Grade enthüllt oder bisher unklar und verschwommen Gegebenes auf einen schärferen Begriff bringt. Vielmehr besteht er aus gar nichts anderem als aus der *Bejahung* – oder *Verneinung* – dessen, was gerade hier und jetzt als (vor-)gegeben erscheint: und zwar im Hinblick darauf, ob es sich bei diesem um eine potentiell subjektiv sinngetragene Bedeutung bzw. eine potentiell verallgemeinerbare und damit bedeutungshafte subjektive Sinnträchtigkeit handelt oder nicht. Anerkannt oder aberkannt wird in jedem einzelnen Akt – und zwar in jedem einzelnen eigenen Akt und in jedem einzelnen Akt anderer, fremder Subjekte –, daß es sich dabei um einen subjektgetragenen-objektbezogenen Akt handelt; und zwar um einen solchen, der auf entsprechende Akte anderer – und deren Resultate – ständig Bezug nehmen kann. Dementsprechend wird damit bei jedem Gegenstand, aber auch bei jeder Beziehung zwischen Gegenständen entschieden, ob sie in ein subjektgetragenen-objektbezogenes – vereinfacht ausgedrückt, intersubjektives – Verhältnis, genannt Welt, eingebettet sind oder nicht.

② Für die Entscheidung, den Zusammenhang von Sinn und Bedeutung, Subjekt und Objekt, Botschaft und Medium, Akt und Resultat als potentiell verbindlich anzuerkennen, gibt es keinen formallogisch zwingenden Grund: außer demjenigen, daß sonst eine allgemeinverständliche und zugleich potentiell sinn-erfüllte intersubjektive Welt und damit eine von Subjekten getragene Vernunft gar nicht zustande kommen kann. Es handelt sich bei einem solchen Anerkennungsakt also nicht um einen durch die formale Logik oder Ästhetik (im Kant-schen Sinne) fundierbaren Akt, sondern vielmehr um einen solchen, der eine intersubjektiv fundierte Logik überhaupt erst möglich macht: um einen diese begründenden, fundierenden und in diesem Sinne transzendentalen Akt menschlicher »Freiheit«. Wie bereits eingangs erwähnt, könnte man bezüglich solcher transzendentallogischer Anerkennungsakte in Anlehnung an Husserl (1939/48) von »Endoxalisierungen« sprechen, denen man die paradoxalisierenden Aberkennungsakte des Wahnsinns entgegensetzen kann. In seinem Spätwerk »Erfahrung und Urteil« hatte Husserl ja gezeigt, daß alle logisch begründeten Urteilsakte in der Erfahrung einer »Urdoxa«, in einem »Urglauben« oder »Urvertrauen« in die Intersubjektivität der Welt fundiert sind. Auch Wittgenstein (1971, 253) sieht in der Grammatik ein *Glaubenssystem*, am Ende des begründeten Glaubens steht bei ihm der unbegründete Glauben an die *Grammatik der Lebensform* (dazu auch Fischer 1987).

③ Eben weil es sich nicht um begründete, sondern um begründende, reine Bejahungs- und Verneinungsakte handelt, die sonst nichts hervorbringen, weder ein materielles Ergebnis noch eine zusätzliche, präzifizierbare Erkenntnis, gehorchen sie dem Satz des ausgeschlossenen Dritten. Somit würde der paradoxalisierende Akt der Aberkennung einer solchen Urdoxa – eines »Urglaubens« an die mögliche Verbindlichkeit der Aufeinanderbezogenheit von Sinn und Bedeutung, Dasein und Welt, Subjekt und Objekt, Innen und Außen, Grund und Wirkung – immer schon dort einsetzen, wo ihre endoxalisierende Anerkennung nicht vollzogen wird – oder nicht vollzogen werden kann. Alles Begegnende wäre also hinsichtlich seiner Einbettung in eine intersubjektive Welt, in eine potentiell sinnträchtig-bedeutungshafte Beziehung entweder an- oder aberkannt.

④ Nun ist diese An- oder Aberkanntheit aber nicht losgelöst von den Akten, die sie hervorbringen, konservierbar, da es sich um rein subjektive Akte der Freiheit, im Kant-schen Sinne der praktischen Vernunft handelt, die weder ein handgreifliches Ergebnis noch eine neue Erkenntnis hervorbringen. Endoxalisierungsakte können so immer nur grenzwertige »Resultate« zeitigen. Aberkanntheit bleibt somit an den Vollzug des Anerkennungsaktes selbst gebunden. Wo dieser aussetzt, kommt es auch schon zur – aberkennenden – Paradoxalisierung. Man könnte dies auch so ausdrücken: ein solcher »aner kennender« Endoxalisierungsakt muß alle meine anderen psychischen Akte begleiten können, wenn diese nicht in Wahnsinn umschlagen sollen. Aus einer anderen, der *Transzendentalphilosophie* entlehnten Perspektive könnte man auch sagen, daß es sich

um Akte handelt, die die Begriffe der theoretischen Vernunft an diejenigen der praktischen Vernunft anschließen.

⑤ Der endoxalisierende Anerkennungsakt hat, wie wir sahen, einen reinen Bejahungscharakter. Er bejaht die Eingebettetheit einer Bedeutung in eine intersubjektive Welt, was nichts anderes heißt, als daß sie – gerade in ihrer Allgemeinheit – mit subjektiv-situativem Sinn besetzt werden kann, fügt dieser Bedeutung aber nichts weiteres Bedeutungshafes, kein einziges weiteres Merkmal hinzu. Eine Rose (wie sie mir erscheint, wie sie sich mir in ihren Rose-Sein konstituierenden verallgemeinerbaren Eigenschaften zeigt) ist auch für *mich*, sinnvollerweise, eine solche Rose und nichts anderes. Was sich mir als etwas in bestimmter Weise allgemeinverständlich Definiertes darbietet, kann auch für mich, subjektiv sinnvoll eben dieser so definierte Gegenstand und nichts anderes sein. Zumindest erkenne ich die Möglichkeit dieses Für-mich- ebenso wie für andere Er-Selbst-sein-Könnens an. Rein formallogisch betrachtet wäre ein solcher Anerkennungsakt nichts anderes als eine *Tautologie*, eine Rose (für andere) ist auch für mich eine Rose. Aber gerade diese tautologische Wiederholung bettet sowohl den Gegenstand in seiner bedeutungshafte Vorbestimmtheit und -geprägtheit als auch seine potentielle Sinnträchtigkeit in einer intersubjektiven Welt subjektgetragener-objektbezogener Verhältnisse ein. Ich erkenne damit an, daß etwas, was für die anderen etwas Bestimmtes bedeutet (Rose), dies potentiell auch sinnvollerweise für mich bedeuten kann oder umgekehrt: was für mich hier und jetzt einen bestimmten Sinn machen kann (ein Geruch, eine vage Anmutung von Farben und Formen, verknüpft mit einem Wunsch, mir das anzueignen), ist in Gegenständen und Begriffen wiederzufinden, die allen gemeinsam sein können. »Identitäten« werden somit, was ihre Einzigartigkeit und Individualität betrifft, durch ihren Bezug auf subjektiv-situativen Sinn in einem Hier und Jetzt konstituiert, und was ihre »Identifizierbarkeit« angeht, durch ihren Bezug auf verallgemeinerbare Bedeutungen, auf feststellbare Merkmale.

⑥ Die Anerkennung gegenseitiger Empfänglichkeit von Sinn und Bedeutung konstituiert also mögliche Identitäten (und damit auch Differenzen) innerhalb eines intersubjektiven Bezugsrahmens. Als Tautologie hat sie den Charakter des Selbst-Sein-Lassens. Sie entbindet so von der Notwendigkeit, ein solches »Selbst« endlos durch »Anderes« begründen oder erklären zu müssen, und legt auf diese Weise erst den Grund für Erklärungen und Begründungen. Damit läßt sie sich als Akt passiver Synthesis (Husserl 1939/1948), genauer, als *passivitätsstiftender Akt des Lassens* – in den zwei Momenten des Sich-Einlassens und des Sein-Lassens – charakterisieren. Durch einen solchen passivitätskonstituierenden, seinlassenden Akt der Anerkennung entsteht überhaupt erst ein mit sich selbst identischer Bereich, der keiner Begründung bzw. Erklärung mehr bedarf, nach Blankenburg (1971) und Wulff (1960) ein Bereich »natürlicher Selbstverständlichkeit«.

⑦ Der Anerkennungsakt ermöglicht sowohl den Anfang als auch den vorläufigen *Abschluß* einer (gegenstands- und beziehungs-)identifizierenden Erkenntnistätigkeit. Weil er es grundsätzlich gestattet, daß eine *Rose für mich* irgendwann und irgendwo auch eine *Rose für alle* sein kann und darf und umgekehrt, erlaubt er es mir auch, mich – in actu – im ersten Ansatz zu einem konkreten, einzelnen Wahrnehmungs- und Erkenntnisakt – vorläufig damit – (mit dieser Gewißheit) – zufrieden zu geben. Ich kann mich insofern mit ihr zufrieden geben, als ich sie im Anerkennungsakt von Intersubjektivität für mich und andere bereits als *sinnträchtig-bedeutungsbezogene identifizierbar* gemacht habe und so jetzt erst auch mit ihr – in einem intersubjektiven Raum – etwas *anfangen* kann. Diese erste, durch Anerkennung vollzogene *Erkenntnis* potentieller intersubjektiver Identifizierbarkeit kann ich zunächst, für den Augenblick, als Erkenntnis so stehen lassen wie sie gerade ist; ich habe – jetzt erst – die Wahl, es dabei zu belassen und sie in den Möglichkeitsraum für späteres (eigenes und fremdes) Handeln zu entlassen, oder aber sie sogleich weiter anzugehen, d.h. damit *anzufangen*, sie in weitere – erkenntnismäßig bestimmende oder tätige – Handlungen umzusetzen und so das *meine* an ihr auch zu *tun*, d.h. dazu beizutragen, ihre Potentialität auch zu realisieren. Dadurch, daß der Anerkennungsakt potentiell identifizierende Abschlüsse der eigenen (hier Erkenntnis-)Tätigkeit grundsätzlich legitimiert, legt er auch den Grund für weitere mögliche Befriedigungserfahrungen auf dem Feld der Erkenntnis: für Erfahrungen, vorläufig, hier und jetzt, genug, d.h. das *meine*, daran getan zu haben und für den Moment damit auch *aufhören*, es dabei (bei einer vorläufigen Übereinstimmung von subjektiv-situativem Sinn und verallgemeinerbarer Bedeutung) belassen zu können (Wulff 1989, 1991). Ich erinnere daran, daß *Befriedigung auf Englisch* und *Französisch satisfaction*, das *Genug-Getane*, heißt. Solche Befriedigungserfahrungen an der – tautologisch-*aner kennenden* – Rekonstitution von Intersubjektivität in der Erkenntnis, an ihrem Anfang wie an ihrem vorläufigen Abschluß, – und damit an verallgemeinerbar-sinnträchtiger Identifizier- und Differenzierbarkeit – müßten allerdings in historisch früheren Befriedigungsformen noch fundiert werden: eine Entwicklungsgeschichte der Befriedigungsformen und -bedeutungen steht bis heute noch aus.

Zusammenfassend läßt sich zu den Akten der An- und Aberkennung intersubjektiver, d.h. subjektgetragen-objektbezogener Einbettung von Erscheinungen folgendes sagen:

1. Es handelt sich um Akte der praktischen Vernunft und damit um subjektgetragene ebenso wie generierende Akte der Freiheit.
2. Es handelt sich um Akte, deren Resultat an ihren Vollzug gebunden bleibt und unabhängig von diesem nicht konservierbar ist.
3. Es handelt sich um Akte der bloßen Bejahung bzw. Verneinung, bei denen der Satz vom ausgeschlossenen Dritten wirksam ist: fehlende Anerkennung ist in sich schon Aberkennung.

4. Was dabei bejaht oder verneint wird, ist die gegenseitige Empfänglichkeit von Sinn und Bedeutung – und damit auch die Einbettung jedes Aktes in ein intersubjektives Verhältnis.
5. Es geht in diesen Akten um identitätsstiftende Tautologie bzw. identitäten-durchkreuzende Paradoxie, nicht aber um prädikative Feststellungen.
6. Was in solchen »tautologischen« Anerkennungsakten konstituiert wird und an ihren Vollzug gebunden bleibt, ist zuvörderst eine »Urdoxa«, ein »Urglaube« an Intersubjektivität und die sie fundierenden Strukturen. Entsprechend lassen sich Anerkennungsakte als Akte der *Endoxalisierung*, der Konstitution von Urvertrauen und Urglauben in Intersubjektivität, bezeichnen. Aberkennung der Verbindlichkeit von Intersubjektivität hätte sich dementsprechend als Akt der *Paradoxalisierung* zu vollziehen.
7. Anerkennungsakte legitimieren auch den vorläufigen Abschluß von gegenstands- und beziehungsidentifizierenden Erkenntnisakten. Erst dadurch kann ich mit deren Resultaten im intersubjektiven Erfahrungsfeld etwas »anfangen«; gleichzeitig erlauben sie mir aber auch, mich mit diesem Resultat vorläufig zufriedenzugeben, legen also den Grund für sie seinlassende Befriedigungsmöglichkeiten.
8. In der Paradoxalisierung würde die Verbindlichkeit der Beziehungen von Tun und Erleiden, Dasein und Welt, Subjekt und Objekt, Akt und Resultat, Botschaft und Vehikel, Sinn und Bedeutung und damit die Intersubjektivität der »Welt« »praktisch«, d.h. handelnd, in actu, außer Kraft gesetzt. Dies wäre die fundamentale Dissoziation, die alle anderen Spaltungen erst möglich, ihre Verteilung und ihren aktuellen Vollzug aber auch beliebig macht.

VII.

Jetzt werde ich versuchen, schizophrene Verrücktheit als vollzugsgebundenes Ergebnis von Paradoxialisierungen zu rekonstruieren. Wenn wir »Verrücktheit« als Paradoxalisierung verstehen wollen, reicht es aber nicht aus, vor deren Produkten zu verweilen und diese zu analysieren. Vielmehr müssen wir versuchen, den Akt der Paradoxalisierung, der zu ihr geführt hat, selbst nachzuvollziehen. Wir müssen die Sinnbezogenheit von Bedeutungen und die Bedeutbarkeit von Sinn in den eigenen Denk- und Wahrnehmungsakten »aussetzen«, sie – wie in einer phänomenologischen »Epoché« – einklammern: im Sprachlichen zum Beispiel, indem wir die Sinnträchtigkeit einer Botschaft von ihrer Bedeutung radikal scheiden, ja noch mehr, die Beziehung zwischen beiden nicht mehr als Ermöglichungs-, sondern als gegenseitige Annullierungsbeziehung begreifen, in der Wahrnehmung, indem wir wechselweise alles an ihr suspendieren, was an ihr subjektgetragen, bzw. was an ihr objektbezogen ist. Dies können wir aber nicht ein für allemal tun. Sobald wir mit der Paradoxalisierung innehalten, stellt sich nämlich sofort schon wieder ein in der Urdoxa – bzw. im »Glauben« an die Grammatik der Lebensform – fundiertes »Resultat« ein. Deshalb müssen wir

jedes »Paradoxon« seinerseits sofort wieder aufs neue paradoxalisieren usw. Ja, wir dürfen auch die Paradoxalisierung selber nicht als eine mögliche Daseinsform anerkennen, sondern müssen sie, wo sie einen solchen Charakter annehmen will, sogleich ihrerseits wieder paradoxalisierend negieren usw., usw., so daß die durch die Negation ihrer Negation wiedererscheinende Logik ihrerseits, nun als solche, wieder paradox, verdächtig, scheinhaft anmutet. Kurz, was Paradoxalisierung ist, erschließt sich uns nur dadurch, daß wir sie vollziehen. Versuchen wir dies nun am Beispiel einer konkreten Situation zu tun (s. Wulff 1960): Was geschieht, wenn ich eine grüne Teekanne mit zwei Tassen auf einem gedeckten Tisch sehe und dabei auch einen angenehmen Teeduft wahrnehme? Normalerweise würde ich das als eine an mich oder an andere ergangene Aufforderung interpretieren, hier Tee zu trinken. Für irgendjemand, für irgendein Subjekt müßte dies Sinn machen. Aber dazu gehört, daß ich die allgemeine Bedeutung der Situation: »Hier soll jemand anscheinend Tee trinken« bzw. »Hier hat es den Anschein, daß jemand an dieser Stelle Tee trinken soll« anerkennend bekräftige: »Ja, das macht für jemanden Sinn; ja, das ist eine Situation, die sich dadurch verstehen läßt, daß jemand hier Tee trinken soll«.

Wenn ich statt dessen diese – gängige – Beziehung zwischen Sinn und Bedeutung hier aberkenne, so würde die Botschaft genau umgekehrt lauten: »Diese Szene – die so aussieht, als ob es für jemanden Sinn macht, daß er hier irgendwann Tee trinken kann – kann auf keinen Fall für auch nur irgendjemand irgendwann den Sinn haben, daß er hier Tee trinken soll. Diesen Sinn sicher nicht.« – Daran anschließend kann ich aber natürlich noch andere Hypothesen darüber aufstellen, welchen Sinn die Szene denn noch haben könnte: ob es sich vielleicht um die Dekoration eines Möbel- und Porzellanwarengeschäftes handelt (IKEA zum Beispiel), ob ich als Vorführer für bestimmte Teesorten in Anspruch genommen werden soll; oder aber ob die Teekanne eine Bombe ist, die gleich explodieren wird.

Wenn nun aber jegliche Beziehung zwischen Sinn und Bedeutung aberkannt ist, dann wird jeder dieser möglichen Hypothesen von der Sinnseite her schon im Moment ihrer Aufstellung eine Absage, ein: »Nein, das sicher nicht, das genau nicht« entgegengestellt werden. Jede auch nur denkbare Möglichkeit sinnbezogener Bedeutung nähme dann sofort, im Augenblick ihres Erscheinens schon, den Charakter eines Dementis, einer Selbstwiderlegung an. Letztlich wird dann klar: diese Szene steht überhaupt nicht dazu da, daß sich aus ihr welcher Sinn auch immer für mich oder irgendjemand anders, für irgendein Subjekt in einer intersubjektiven Welt, erschließen kann; sie läßt sich für überhaupt gar keinen präzisierbaren, in verallgemeinerbaren Bedeutungen investierten Sinn erschließen. Sie fordert mich zu gar nichts bedeutungshaft bestimmbar Sinn-erfülltem auf, sondern sie tut nur so. Es handelt sich um sinnleerte, ausgelagte Kulissen und Attrappen, im C. Schneiderschen (1930) Sinne um »Bedeutungshülsen«. Versuche ich also, in allgemeinen Bedeutungen einen wie immer

auch nur denkbaren Sinn zu entdecken, so erweisen sie sich als leer, hülsenhaft, attrappen- und kulissenhaft, letztlich als scheinhaft. – Klar wird dabei auch: die »Wirklichkeit« einer »Szenerie« kommt nicht allein durch die Verknüpfung von Sinnesdaten mit kognitiv angeeigneten Bedeutungen zustande; vielmehr bedarf diese Verknüpfung darüber hinaus auch einer möglichen Bezogenheit auf einen intentionalen, subjektiv-situativen Sinn, um als möglicherweise »wirklich« – d.h. intersubjektiv fundiert und relevant – erscheinen zu können. Fehlt diese Bezogenheit, so bleibt eben nur eine Szenerie im theaterkundlichen Sinne übrig, d.h. eben »Schein«, »alles Theater«. Alle Erscheinungen nehmen durch die Aberkennung einer Möglichkeitsbeziehung zwischen Sinn und Bedeutung somit die Form von bloßen Scheinbarkeiten an. Sie wirken sämtlich wie bloß simuliert.

So kommt eine Erfahrungsreihe zustande, die die vorgegebene Bedeutung einer Erscheinung als sinnleer, hülsenhaft, attrappenhaft, letztlich als scheinhaft und simuliert hervortreten läßt. Bestenfalls kann ich mutmaßen, daß die anderen so tun, als ob sie irgendeine Bedeutungshypothese der geschilderten Szene für bare Münze (und das heißt für möglicherweise subjektiv-situativ sinn-erfüllbar) nehmen, und dann meinerseits auch so tun. Dann stellt sich jedoch rasch die Frage, warum die anderen das machen: entweder auch sie sind Opfer dieser Scheinbarkeit, sind also selber darauf – auf ein solches »Theater« – hereingefallen, oder aber sie sind an ihrer Produktion als Scheinbarkeit selber beteiligt.

Erscheinende Bedeutungen erweisen sich aus der Sinnperspektive – sobald an ihnen als verallgemeinerten Bedeutungen Sinn realisiert werden soll – also notwendigerweise als Scheinbarkeiten, wenn die gegenseitige Empfänglichkeit von Sinn und Bedeutung dabei nicht mitgegeben ist. Sinn kann sich an ihnen nicht festmachen, sie annullieren vielmehr Sinn, wenn man dies versucht, oder werden von ihm, dem Sinn, – als in ihrer Allgemeinheit für irgendjemanden subjektiv-situativ gültige – annulliert. So zeigt sich: es ist letztlich die Vermittelbarkeit von Sinn durch Bedeutungen – und die Bestimmbarkeit von Bedeutungen durch Sinn – die durch die Aberkennung einer möglichen Gültigkeit ihrer Aufeinanderbezogenheit aufgehoben ist. Wenn aber die Vermittelbarkeit von Sinn und Bedeutung aufgehoben ist, und Bedeutungen so notwendigerweise zu Scheinbarkeiten werden, was wird dann aus subjektiv-situativem Sinn?

Dieser hatte sich ja, im komplexen, in frühester Kindheit beginnenden kognitiven Lern- und Aneignungsprozeß von verallgemeinerten Bedeutungen, allerdings in unterschiedlichen Abschattungen, an deren verschiedenste Formen geheftet, wobei die kognitive Aneignung von Bedeutungen von vornherein ohnehin nur von möglicher Sinnbezogenheit motiviert sein konnte. So befindet sich »Sinn« auch nicht nur im Inneren der Subjekte: vielmehr ist er, im Verlauf der eigenen Lebensgeschichte, als spezifischer Aufforderungscharakter, in die jeweiligen Bedeutungen, in unterschiedlichen Abschattungen, investiert und

mehr oder weniger fest an sie fixiert worden. Treten Sinn und Bedeutung nun auseinander, so heißt dies folglich auch nicht, daß Sinn aus den Bedeutungen von Gegenständen und Beziehungen völlig gelöscht und damit in das sinninvestierende Subjekt als Intentionalitätszentrum einfach zurückgenommen wäre. Vielmehr werden Sinn und Bedeutung an Wahrnehmungen und Vorstellungen dann nur entmischt, gewissermaßen »dialysiert« oder, noch genauer, Sinn wird aus den Bedeutungen »ausgefällt«, bleibt aber weiterhin an die Vorstellungen und Wahrnehmungen geheftet. So ergibt sich zwangsläufig, daß der weiterhin an Bedeutungen geheftete Sinn (ihr subjektbezogenes Worumwillen) nicht mehr durch diese Bedeutungen vermittelbar ist. Das, wovon ich gelernt habe, es ist eine Teekanne, die in bestimmten Situationen dazu da ist, daß man sie ergreift, eingießt und trinkt, in anderen, daß ich ihre keramische Schönheit betrachte, in dritten schließlich, daß ich sie einem möglichen Angreifer an den Kopf werfe, diese Teekanne kann mir überhaupt kein konkretisierbares, bestimmtes, potentiell sinnerfülltes (d.h. in einem Worumwillen fundierten) Wozu mehr vermitteln. Sie kann mir dementsprechend nur ein abstraktes »Tu was!« in Form einer uneinlösbaren Forderung antragen. Kurz, ich werde von dem, was da wie eine Teekanne erscheint, darauf angesprochen, dazu aufgefordert, etwas mit ihr zu tun (und anderes mit ihr zu lassen), ohne daß sie (und die Situation, in der sie erscheint, die Szene, in der sie eingebettet ist) es mir gestattet zu erkennen, was ich sinnvollerweise mit ihr tun oder lassen könnte – ja noch nicht einmal, daß es überhaupt etwas gibt, was ich mit ihr tun oder besser lassen sollte. Vielmehr signalisiert sie, gleichzeitig mit dieser Forderung, unaufhörlich, daß es eine solche Möglichkeit zum Tun oder Lassen gar nicht gibt. Ihr subjektiv-situativer Sinn, die von ihr ausgehende Botschaft, enthüllt sich somit als purer, durch keinerlei verallgemeinerbare Bedeutungen vermittelter Aufforderungs- und Anrufungscharakter ohne jegliche Möglichkeit einer Antwort: oder noch präziser: die verbleibende »Anrufung« besteht selber in nichts anderem als im Entzug aller auch nur denkbaren Möglichkeiten, sinnvoll auf sie einzugehen, sie hat also gleichzeitig den Charakter einer sie selbst dementierenden Abrufung. Einer solchen mich als handlungsfähiges Subjekt (Holzkamp 1983) nur noch abrufenden Anrufung bleibe ich ständig ausgesetzt. Sie wirkt, ohne daß ich ihr in irgendeiner Weise entgegen oder Widerstand entgegenzusetzen kann, unaufhörlich auf mich ein. Eine solche unvermittelte und unvermittelbare Einwirkung, die sich keiner Worte, ja überhaupt gar keiner Medien, keiner Materie, keiner Kausalitätsregel bedient, sich ihrer weder bedienen kann, noch zu bedienen braucht, hat natürlich auch keinen bestimmteren Anfang, keinen Ursprung, keine Quelle und auch kein abschbares Ziel oder Ende. Weil solche Sinneinwirkungen unvermittelt, unverständlich, unverfolgbar und in gewissem Sinne auch entmaterialisiert erscheinen, enthalten sie, außer daß sie auf einen treffen, eben keine Botschaft, keine Form einer möglicherweise beantwortbaren Frage oder gar einer Handlungsanleitung. Ihr Empfänger kann

ihnen nichts entgegen, er bleibt diesen Einwirkungen widerspruchlos, schutzlos und in diesem Sinne auch »nackt« ausgesetzt, bis er – grenzwertig – nur noch als ihr »Empfänger« im radiotechnischen Sinne fungiert. Weder kann er sie – durch eigenes Handeln – zum Verstummen bringen, noch »abschalten«. Diese »Einwirkungen« haben somit einen subjektdurchkreuzenden, subjektvernichtenden Charakter. Dabei ist im Gedächtnis zu behalten, daß diese Einwirkungen vom gleichen Gegenstand ausgehen, an den die sinnentleerte, zu bloßer Scheinbarkeit und Vorgeschohenheit gewordene verallgemeinerbare Bedeutung geknüpft bleibt. Gegenstände und Beziehungen begegnen überhaupt nur noch der janusköpfigen Gestalt einer Gleichzeitigkeit von leerer, attrappen-, kulissen- und marionettenhafter Scheinhaftigkeit und unvermittelbaren unnachsichtig einwirkenden subjektdurchkreuzenden Anrufungen von überall und nirgends her. In der Objektwelt selber ist also die Leere und Scheinbarkeit ihrer verallgemeinerten Bedeutungen durchweht und durchsetzt von unvermittelbar grundlosen Sinnanrufungen, die auf die Individuen in ungreifbarer Form einwirken, ihnen keine Antwort oder Erwidern gestatten und dementsprechend auch keinerlei Veränderung, keinerlei Korrektur, ja noch nicht einmal einer bedingungslosen, aber doch noch subjektgetragenen An- oder Übernahme durch sie zugänglich sind. Auch noch der grenzwertigste Subjektcharakter, sich selbst unterwerfen zu können, ist aus dem verrückten Individuum gtilgt. Oder genauer: der letztmögliche subjektthafte Akt, der ihm noch verbleibt, ist dieser Akt der Subjekttilgung, der Subjektdurchkreuzung und -vernichtung selber, der in der paradoxalisierenden Aberkennung von Intersubjektivität unaufhörlich, anhaltend vollzogen werden muß – und zwar so, daß auch er nur noch als erlitten, ja als »bloß gemacht« erfahren werden kann.

Die Schizophrenen kleiden solche Erfahrungen in verschiedene Bilder, die sie mehr oder weniger gut wiedergeben können, die aber selbst meist schon gegenständliche Abschwächungen der ursprünglich unvermittelbaren – genauer, von ihnen unvermittelbar gemachten – Erfahrungen sind. Dazu gehören Strahlen, Sender, Weltraum und andere, zum Beispiel religiöse Jenseitsvorstellungen, dazu gehört die oft schlagartige Auf- und Eindringlichkeit ebenso wie die absolute, unkorrigierbare Gewißheit von Wahnerfahrungen, denen sie sich zu unterwerfen haben, wobei die sog. Wahnbedeutung – nach Kurt Schneider (1955) das »zweite Glied« der Wahrnehmung – meiner Terminologie zufolge gar keine Bedeutung, sondern so etwas wie ein aus Bedeutungen ausdialysiertes Sinnkonzentrat ist, das die Alltagsbedeutungen umschwebt und erst sekundär und nachträglich, in einer Art Selbstheilungsversuch, die quasi-prädikative Form annehmen kann, als die Tress (1986) sie – mit einem Begriff Tugendhats (1979) – beschrieben hat. So läßt sich auch die Unverständlichkeit von Wahnerfahrungen – der klassischen Theorie nach durch einen Abgrund vom Normalen geschieden – als Ergebnis der paradoxalisierenden, alles intersubjektiv fundierte Verständnis ausschaltenden Seinsweise (besser Nichtungsweise)

des Wahnsinns selbst interpretieren. Weil vom Wahnsinn, sofern er Sinn realisieren möchte, Verständlichkeit, sofern er verstehen will; Sinnträchtigkeit als solche ausgeschaltet werden (so wie der Decoder eines Fernseh- oder Computerprogrammes ausgeschaltet werden kann), und an ihrer Stelle einerseits scheinhafte Bedeutungsfragmente, andererseits unvermittelbare »absolute« Sinneinwirkungen treten, werden dann auch die einzelnen schizophrenen Erfahrungen – als Gleichzeitigkeit von absolut ratloser Gewißheit und absolut gewisser Ratlosigkeit – unverstündlich und unkorrigierbar. Der Grund einer solchen Paradoxalisierung von Denken, Wahrnehmen, ja Empfinden ist aber die Aberkennung jedweder Art von subjektgetragenen Objektbeziehungen, von Intentionalität, die Aberkennung einer intersubjektiv konstituierten Welt, die damit zugleich auch die Selbstdurchkreuzung des Subjekts ist.

VIII.

Ich muß mich mit dieser kurzen Skizze begnügen. In der hier vorgetragenen subjektkonstruktivistischen Theorie des Wahnsinns klaffen noch große Lücken. Bisher war praktisch nur von den »Grundmechanismen« – oder von den Grundentscheidungen – die Rede, von welchen Wahnsinn – und damit »Unverständlichkeit« – produziert oder aber abgewendet werden kann. Die Betrachtungsweise war also noch völlig ahistorisch und synchron. Unberücksichtigt geblieben waren die Bemühungen von Kranken, den Prozeß des Wahnsinns regressiv aufzufangen und dadurch ihre Handlungsfähigkeit wiederzugewinnen, durch einen Versuch, den ich »Sintransport« nach »innen, unten und vorher« (Wulff 1990) genannt habe – einen Vorgang, der eine Bewußt-, Prädzierbar-, Präsent- und Gegenständlichmachung des Unbewußten, Vorprädikativen, Zuständlichen, Leiblichen, Vergessenen und Vergangenen voraussetzt, jedoch, wenn die Synthese von Sinn und Bedeutung dort wieder nicht gelingt, auch diese entwicklungsgeschichtlich früheren Ebenen seelischen Lebens dem Aberkennungsprozeß ihrer Teilhaftigkeitsbeziehung auszusetzen droht (Wulff 1960, 1991) – bis er schließlich auf der elementarsten Stufe der kinästhetischen Empfindung angekommen ist, und hier die generalisierte katatone Vernichtungserfahrung produziert – dies wäre der »Big Crunch« (Hawking 1988) des Bewußtseins. Nur angedeutet wurde auch, daß es manchmal – bei umschriebenen, thematisch begrenzten Wahnerfahrungen – nur einzelne, bestimmte psychische Akte sind, denen die Anerkennung intersubjektiver Gültigkeit versagt bleibt, und die dann ebenfalls dem Versuch einer »regressiven Plombierung« unterzogen werden können (Wulff 1987): So kommt es im schizophrenen Wahnsinn auch oft zu einem ungeordneten Nebeneinander von Rationalität, Mythos und Magie, zur Inkorporation von regressiv-magischen und mythischen Fragmenten in ein rational funktionierendes System – oder auch umgekehrt – was den Außenstehenden den Eindruck massiver Verrücktheit vermittelt. – Aber alle diese Phänomene sind meines Erachtens nach nur Sekundärfolgen des Versuches, die Einlassung von

Subjekten in eine intersubjektive Teilhaftigkeits- und Gegenseitigkeitsbeziehung zur Welt verallgemeinerter Bedeutungen – etwas weniger gelehrt ausgedrückt: von Menschen in ihre Geschichte und Gesellschaftlichkeit – überall oder auch nur in einzelnen psychischen Akten außer Kraft zu setzen, um den Preis, daß damit auch ihre eigene Subjekthaftigkeit annulliert und durchkreuzt werden muß. Wenn dem so ist, dann stellt sich allerdings als nächstes die Frage, welche Gefahr so groß ist, daß sie nur durch eine solche Aberkennung der Aufeinanderbezogenheit von Sinn und Bedeutung, und damit auch von Subjekt und Objekt, von Dasein und Welt abgewehrt werden kann: »positiv« ausgedrückt: nur durch die Konstitution einer »Welt« von unaufhörlich zu sich selbst zusammenstürzender und zugleich zu Nichts zerfallender – Singularität.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Th.W. (1966): Negative Dialektik. Frankfurt/M., Suhrkamp
 Bateson, D., Jackson, D.D., Haley, J. und Weakland, J.W. (1969): Auf dem Weg zu einer Schizophrenie-Theorie. In: Bateson, Jackson, Laing, Lidz, Wynne u.a. (1969) Schizophrenie und Familie. Frankfurt/M., Suhrkamp
 Benedetti, G. (1976): Der Geisteskranke als Mitmensch. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht
 Binswanger, L. (1957): Schizophrenie. Pfullingen, Neske
 Birnbaum, K. (1919): zit. nach Peters, U.H. (1984) Wörterbuch der Psychiatrie und medizinischen Psychologie, S. 401. Urban und Schwarzenberg, München-Wien-Baltimore
 Birnbaum, K. (1923): zit. nach Peters, U.H. (1984) Wörterbuch der Psychiatrie und medizinischen Psychologie, S. 541. Urban und Schwarzenberg, München-Wien-Baltimore
 Blankenburg, W. (1958): Daseinsanalytische Studie über einen Fall paranoider Schizophrenie. Schw. Arch. Neurol. Psychiat. 51, 9
 Blankenburg, W. (1971): Der Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit. Ein Beitrag zur Psychopathologie symptomarmer Schizophrenien. Stuttgart, Ferdinand Enke
 Bleuler, E. (1911): Dementia praecox oder die Gruppe der Schizophrenen. Leipzig und Wien, Franz Deuticke
 Cooper, D. (1967): Psychiatry and Antipsychiatry. London
 De Saussure, F. (1915/1986): Cours de linguistique generale. Paris, Payot
 Deleuze, G., Guattari, F. (1972): Capitalisme et Schizophrenie l'anti-oedipe. Paris, les editions de minuit
 Deleuze, G., Guattari, F. (1980): Capitalisme et Schizophrenie mille plateaux. Paris, les editions de minuit
 Emrich, H.M. (1992): Subjekt und System. (im Druck)
 Ey, H. (1963): La Conscience. Paris, Presses Universitaires de France (P.U.F.)
 Fischer, R.H. (1987): Sprache und Lebensform. Wittgenstein über Freud und die Geisteskrankheit. Frankfurt/M., Athenäum
 Frege, G. (1892/1969): Über Sinn und Bedeutung. In: Frege, G.: Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien. Hrsg. und eingeleitet von Gunter Patzig. 3. durchgesehene Aufl. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht
 Freud, S. (1913/1973): Über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia. GW VIII, 239-320
 Freud, S. (1913/1981): Zur Einführung des Narzißmus. GW X, 138-170
 Freud, S. (1923/1976): Das Ich und das Es. GW XIII, 235-289, London
 Fromm-Reichmann, F. (1978): Bemerkungen über die Entwicklung der Behandlung von Schizophrenen mit psychoanalytischer Psychotherapie. Psychoanalyse und Psychotherapie. Eine Auswahl aus ihren Schriften. Hrsg. von Dexter M. Bullard, aus dem Englischen übersetzt von Gertrude Kallner. Stuttgart, Klett-Cotta, S. 190-207
 Hegel, G.W.F. (1807): System der Wissenschaft. 1. Theil. Phänomenologie des Geistes. Bamberg und Würzburg, Joseph Anton Goebhardt. Neu abgedruckt als Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 8, Frankfurt/M. 1973, 464-470
 Hawking, St. (1988): A brief history of time. Bantam Books, New York